



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich darüber. Es war ein französischer Roman. Er las einige Zeilen, las hastig weiter, die halbe Seite hinunter — und fühlte, daß er dunkelrot wurde.

Ein Strom von brennenden Liebesworten — Monsieur Victor in Madames Boudoir — um Mitternacht — alle im Schlosse schliefen — sie wehrte sich — er drang in sie — sie flehte, beschwor ihn — der Gatte war nicht weit — Monsieur Victor flüsterte Feuerworten — und sie gab nach — gab nach — nach...

Wie ein ertappter Dieb floh er aus der Laube. Er sah nach der Veranda hinauf, aber sie kam zum Glück noch nicht.

Er setzte sich auf eine Bank.

Bewirrt saß er da und kam sich vor wie jemand, der eine Niederträchtigkeit begangen hat. Als habe er durch das Schlüsselloch in ihr Kämmerlein gelugt — zu nächtlicher Stunde — wie ein zweiter Monsieur Victor — er glühte vor Scham.

Also hier saß sie und las so etwas — in ihrem schwarzen Kleide — mit den großen, fast strengen Augen!

Er kannte den Roman nicht; aber es war wohl eins von den berühmten Büchern, eins von denen, das man als gebildeter Mensch kennen mußte. Und sie war ja in hohem Maße literarisch gebildet. Natürlich war sie erhaben über alle möglichen Einzelheiten. Die moderne französische Literatur war nun einmal voll von dergleichen.

Nur er allein war ja unfein, wenn er auch nur einen Augenblick denken konnte —

Aber aus dem innersten Innern seiner Gedanken schlich sich gleichsam ein feiner Duft oder eine Süßigkeit halbklar über sein ganzes Empfinden.

Und er lächelte.

Sie war ja ein junges Mädchen. Das schwarze, schlanke Kleid umschloß einen lebenden Menschen; in ihrem Wesen pochte das rote Blut, das ihre Wangen so fein färbte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 9. August 1908

(Graf Zeppelin. Die Türkei und die europäische Lage.)

Die Gedanken unsrer Landsleute sind in der letzten Woche einmal gründlich von allen politischen Streitfragen im engeren Sinne abgelenkt worden. Sie haben sich darauf besonnen, darauf besinnen müssen, mit wie starken Klammern unser ganzes Volk doch im Denken und Fühlen innerlich verbunden ist, obwohl wir uns gelegentlich noch immer so gebärden, als ob es zwischen verschiedenen Stämmen, sozialen Schichten, politischen Parteien und künstlerischen oder wissenschaftlichen Richtungen kaum noch eine Brücke gäbe. In dem Augenblick, als bekannt wurde, daß der greise Graf Zeppelin, der soeben im Begriffe stand, den größten Erfolg seines Lebens zu erringen, infolge einer unerwarteten Katastrophe plötzlich vor den Trümmern seines mühsam gefügten Werkes stand, schnellte der deutsche Nationalgeist alsbald zu einer einzigen Empfindung empor. Weggeblasen war in diesem Augenblick jede kleinliche Engherzigkeit, jenes philisterhafte Überlegenheitsgefühl, das unsre Stammtische gewöhnlichen Schlages so oft beherrscht, wenn ein Mann, der sich erlaubt, über den Durchschnitt hervorzuragen, mit dem Erreichten hinter den Erwartungen der blöden, oberflächlich urteilenden Menge zurückbleibt. Mit

einem Schlage trat überall nur das eine, richtige Gefühl sieghaft in den Vordergrund: Wie bekunden wir diesem Mann, der sein Lebenswerk durch ein jähes Unglück gefährdet sieht, sofort durch die Tat, daß wir alle hinter ihm stehen und er zu uns gehört?

Es hat sich deutlich gezeigt, daß es nicht die epochemachende Erfindung allein ist, die dieses Gefühl ausgelöst hat, sondern vor allem die Persönlichkeit, die dahinter steht. Gewiß kommt auch die Erwägung in Betracht, daß Deutschland hier einen Erfolg gegen den Wettbewerb anderer Nationen zu verteidigen hat. Was Graf Zeppelin bereits erreicht hat, ist mehr, als was irgendwo sonst in der Welt geleistet worden ist, und so hat er unserm Vaterlande einen Vorsprung verschafft, den festzuhalten wir alle ein dringendes Interesse haben. Aber das ist bei unsrer nationalen Art doch nicht so geeignet, eine solche Einmütigkeit hervorzurufen, wie sie sich jetzt gezeigt hat. Das deutsche Volk fühlt sich vielmehr zu der Persönlichkeit des Grafen Zeppelin hingezogen. Die Art, wie dieser Mann seine Idee verfolgt und ausgeführt hat, hat ihm alle Herzen gewonnen. In einem Lebensalter, in dem die meisten bereits anfangen, an den Abschluß ihrer irdischen Laufbahn zu denken, am Ziele seines ursprünglichen Lebensberufs angelangt, widmete Graf Zeppelin seine ganze Kraft einem Gedanken, dessen Ausführung selbst einem jüngern Manne wegen der anscheinenden Ferne des Ziels und der unglücklichen Schwierigkeiten und Anfechtungen auf dem Wege dahin mit Zagen erfüllt, wenn nicht abgeschreckt hätte. Graf Zeppelin ist diesen Weg gegangen, gleich unbeirrt durch Spott und Ablehnung wie durch Beifall und Bewunderung. Er lebte nur diesem einen Gedanken, der Sache, der er das Bestehen seines Alters und sein Vermögen geopfert hat. Diese wahrhaft heldenhafte Stärke im Dienst einer Sache hat schließlich nicht nur zu wunderbaren Erfolgen geführt, sondern auch die deutsche Art des Mannes so sicher geoffenbart, daß die Erkenntnis der Tüchtigkeit seines Wesens auch durch unglückliche Zwischenfälle nicht mehr erschüttert werden kann. Als nach der ersten größeren Probefahrt des neuen Luftschiffs nach dem Bierwaldstätter See der Jubel in ganz Deutschland in begeisterten Hymnen erscholl, warnten einige Stimmen, dem Grafen Zeppelin „Vorschußlorbeeren“ zu weihen. Die Mahnung zur Besonnenheit war vielleicht einigen allzu phantastischen Ergüssen gegenüber nicht unberechtigt; Graf Zeppelin selbst war nicht der Mann, auf den solche „Vorschußlorbeeren“ irgendwelche Wirkung ausüben konnten. Das fühlte jeder heraus, daß der Steibzigjährige, der nun doch nach langer, mühseliger Arbeit, nach so vielen Enttäuschungen und Opfern endlich die wohlverdienten Triumphe feierte, keinen Augenblick sein eignes Werk überschätzte, sondern mit unerschütterlicher Ruhe beständig beobachtend und bessernd, alles bedenkend und nichts überstürzend sein Ziel verfolgte. Schon einmal war ihm das Ergebnis langwieriger Arbeit durch einen Sturm vernichtet worden. Damals hatte er noch keine andern Bundesgenossen und Stützen, als die er in der eignen Brust fand. Ungebeugt nahm er die scheinbar verlorne Arbeit wieder auf; das Unglück war ihm nur eine Erfahrung mehr, ein Mittel, um zum Nutzen der Sache zu lernen. Ein Mann, der einem Mißerfolg gegenüber, der jeden andern unter den damaligen Umständen weit mehr niedergeschmettert und vielleicht dauernd entmutigt hätte, eine solche Zähigkeit bewies, wird nach Überwindung des ersten erschütternden Eindrucks, den ein jähes Mißgeschick in solchem Augenblick auf jedes menschliche Gemüt notwendig ausüben muß, das seelische Gleichgewicht gewiß nicht verlieren und sich sehr schnell darüber klar sein, daß dieses Mißgeschick durchaus kein Mißerfolg war, daß die Katastrophe von Echterdingen nichts von dem schon Errichteten, Geleisteten und Bewiesenen ernstlich in Frage stellt. Graf Zeppelin hat bei starkem Gegenwind eine glückliche und sichere Fahrt auf vorher geplantem Wege von bisher nicht dagewesener Dauer — auch bei Nacht! — gemacht und ist zweimal unter Verhältnissen gelandet, unter denen diese Möglichkeit bisher von sachverständigen Beurteilern stark bezweifelt oder

sogar direkt bestritten wurde. Alles, was man bisher von dem Grafen Zeppelin unmittelbar nach der Katastrophe gehört hat, bestätigt, daß er sich wiederum als Held und als der rechte Mann für sein Werk bewährt hat. Es war natürlich, daß die erste Kunde von der Vernichtung des Luftschiffs vor allem das Mitgefühl für die herbe Enttäuschung, die der kühne Erfinder erlitten hatte, wachrief. War doch kaum das bange Entsetzen überwunden, das die ersten unvollständigen Gerüchte und Nachrichten von der Vernichtung des Luftschiffs durch einen Unglücksfall bei den meisten hervorrufen mußten, als man noch nicht wußte, wie weit die Teilnehmer der Fahrt dadurch mitbetroffen waren. Aber besser als diese Befundungen der Teilnahme trafen den Kern der Lage und ihres Helden solche Worte, wie sie in dem Telegramm des Reichskanzlers an den Grafen Zeppelin enthalten waren. „Wer sein Leben an eine große Idee setzt, den können solche Schläge nicht entmutigen. Die Erfahrungen bei diesem Unglück werden Sie Ihrem Ziel nur näher bringen.“ So tröstete Fürst Bülow den Schwerverprüften, und sicherlich war dies ganz im Sinne dessen, an den diese Worte gerichtet waren.

Und nun hat es nur eine Regung im ganzen Reich gegeben. Überall öffnen sich die Hände zu einer Nationalspende, die es ermöglichen wird, daß in kurzer Zeit ein neues Luftschiff ersteht und die große Aufgabe hoffentlich mit besserem Glück löst. Die Haltung des deutschen Volks angesichts dieser Katastrophe ist auch von politischer Bedeutung und gewiß lehrreich für alle, die sich unter dem Eindruck der nicht immer erhebenden Alltagserfahrungen über manche Seiten unsers Volkscharakters täuschen lassen. Übrigens hat auch das Ausland fast durchweg in würdiger Weise seiner Teilnahme an diesen Ereignissen Ausdruck gegeben. Wenn einige französische Blätter aus gewohnheitsmäßigem, zur kindischen Manie gewordenem Deutschenhaß und aus gekränkter Nationaleitelkeit auch jetzt wieder einen gehässigen Ton angeschlagen haben, so braucht uns das nicht zu kümmern; es wird eine Zeit kommen, wo sich auch diese Blätter ihrer Haltung ernstlich schämen werden. Sie werden dann begreifen, wie klein und töricht es ist, große Triumphe des menschlichen Geistes mit dem Maßstabe nationaler Empfindlichkeiten zu messen.

In der auswärtigen Politik ist die Türkei jetzt der Angelpunkt geworden. Man erwartet mit Spannung die Entwicklung des Verfassungslebens im Staate des Kalifen. Bis jetzt kann man den Jungtürken, die dieser Bewegung das Gepräge gegeben haben, nur das Zeugnis ausstellen, daß sie maßvoll vorgegangen sind. Und auch der Sultan hat die Lage mit der Klugheit erfaßt, die man nach seinem oft bewährten staatsmännischen Sinn und nach seiner reichen Erfahrung von ihm erwarten durfte. Die Wirkung der Ereignisse besteht zunächst darin, daß sie den Reformeifer der zunächst interessierten und besonders um Mazedonien bemühten auswärtigen Mächte zu einer abwartenden Haltung zwingen. Darin zeigt sich zugleich, daß Deutschland und sein Vertreter am Goldenen Horn dem Sultan einen guten Rat gegeben haben, indem sie seit langer Zeit darauf hinwiesen, daß die Pforte ihr eignes Interesse und das Interesse der mit ihr friedlich und ohne Nebenabsichten verbundenen Mächte am besten wahrnehme, wenn sie die Initiative zu aufrichtigen und notwendigen Reformen ergreife. Das weiß man in der Türkei sehr wohl, und deshalb ist es unbeschreiblich lächerlich, wenn von einigen Seiten versucht wird, auch der Verfassungsbewegung in der Türkei einen deutscheindlichen Anstrich zu geben, unter dem Vorwande, daß Deutschland die absolutistische Richtung unterstützt habe. Die Versuche dieser Art sind kläglich mißglückt; sie haben dazu gedient, erst recht die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die englische Politik bis jetzt keine besonders glückliche Rolle im Orient gespielt hat. England hat in Mazedonien seine ursprüngliche Absicht einer selbständigen Reformaktion aufgeben müssen und im wesentlichen Rußland das Feld überlassen. Jetzt bereitet ihm die Verfassungsbewegung eine neue Verlegenheit. Die englische Politik kann sich nach

ihren Überlieferungen den freirechtlichen Bestrebungen in der Türkei nicht entgegenstellen, und doch zieht diese Bewegung ein Land in Mitleidenschaft, wo sie den Engländern recht unbequem wird, nämlich Ägypten. Deshalb fordert die Lage besondere Vorsicht und Geschicklichkeit, und man empfindet nur allzu deutlich, daß Deutschland jetzt in einer günstigeren Stellung im nahen Orient ist. Übrigens entsteht auch für Österreich-Ungarn eine schwierige Frage wegen der Verhältnisse in Bosnien. Die okkupierten Provinzen werden jetzt auch eine Verfassung erhalten müssen, und die österreichisch-ungarische Regierung sieht mit einiger Besorgnis den Erfahrungen entgegen, die ihr diese Neuerung bringen muß. So hat die Lage in mancher Beziehung ein andres Gesicht erhalten. Aber die europäischen Mächte scheinen durchweg den Wunsch zu haben, sich in Frieden zu verständigen. Hoffentlich werden auch die Begegnungen, die König Eduard mit Kaiser Wilhelm in Cronberg und mit Kaiser Franz Joseph in Ischl haben wird, zur Klärung und Beruhigung beitragen.

Ein neues kongolaisches Graubuch. Die belgische Regierung hat soeben ein neues „Graubuch“ herausgegeben, das den Briefwechsel zwischen ihr und der englischen Regierung sowie jener der Vereinigten Staaten von Amerika enthält. Aus dieser höchst interessanten Veröffentlichung, die von der belgischen Presse einstimmig anerkennend besprochen wird, geht hervor, daß England und die Vereinigten Staaten von Amerika die Reformen vollständig billigen, die die belgische Regierung im Kongostaat einzuführen beabsichtigt. Sir Edward Grey erklärt außerdem, daß in England der Eindruck der letzten diplomatischen Korrespondenzen vortrefflich gewesen, und daß die Situation sehr geklärt sei durch die von der belgischen Regierung beabsichtigten Reformen und durch die Art, wie diese angekündigt wurden.

Dem Wunsche Englands, bestimmte Erklärungen zu erhalten, entspricht Belgien, indem es ein ausführliches Programm darlegt.

Für den Fall einer Meinungsverschiedenheit nach der Übernahme des Kongostaates will Belgien jeden Schiedsgerichtsvertrag annehmen, der sicherstellt, daß sich die getroffenen Entscheidungen nicht ausschließlich auf den Kongostaat, sondern auf alle Mächte beziehen, die in dem konventionellen Kongobecken Besitzungen haben. v. f.

Das alte Jena. Die Universität Jena beging in diesen Tagen die Jubelfeier ihres 350jährigen Bestandes, und alle die, die längere oder kürzere Zeit in dem lieben Saalathen studierendshalber hatten weilen dürfen, nannten sich gerade jetzt mit geheimem Stolz wieder „alte Jenenser“. Die studentischen Erinnerungen sind ja auch sonst in unsern wissenschaftlich gebildeten Kreisen in der Regel die liebsten aus der frühlichen Jugendzeit, es hat aber doch seine besondern Gründe, warum gerade die alten Jenenser dem „lieben närrischen Nest“ Goethes so warm ihre Treue bewahren. Eine jede deutsche Universität hat ihre besondere Eigenart, gewissermaßen einen persönlichen Charakter. Die geschichtliche Überlieferung, die, je älter sie ist, mit der Entwicklung des nationalen Geisteslebens um so inniger zusammenhängt, und das besondere Lokalkolorit, das sich aus landschaftlichen, volkseigenen, politischen und wirtschaftlichen Elementen zusammensetzt, haben ihren Anteil daran. In einer sehr trüben Zeit, nach der Schlacht bei Mühlberg und dem ersten spaltenden Schlag gegen die deutsche Reformationsbewegung entstanden, hat die Universität Jena durch manche wechsel- und drangvolle Zeiträume einen ehrenhaften Ruf bewahrt, stets kam das akademische Leben in der Eigentümlichkeit, die der jedesmalige Zeitgeist mit sich brachte, zu hoher Blüte, die wechselnden Erscheinungen des nationalen Niedergangs und des Wiedererwachens des deutschen Volkstums bis zur Gründung des neuen Reichs spiegelten sich besonders deutlich wider im Leben und Treiben der kleinen Universitätsstadt, anscheinend gerade begünstigt durch die Völscherrschaft der kleinfürstlichen Erhalter, die der Entwicklung eines politischen

Partikularismus nicht förderlich war. Das reizvolle Saaltal, ein gutmütiges, vom Studententum wirtschaftlich abhängiges und ihm treu ergebnes Bürgertum, wohlwollende Behörden, die nur selten und dann noch mit Rücksicht in die freie Entfaltung der Akademie eingriffen, dafür aber zu allen Zeiten beflissen waren, hervorragende Lehrkräfte zu gewinnen, haben zusammengewirkt, um der Universität Jena einen populären Ruf zu erwerben, der dem der genannten deutschen Schwesterakademien Heidelberg, Bonn, Leipzig, Göttingen mindestens nicht nachsteht. Neben den zahlreichen Festartikeln und Erinnerungsbildern, die in den Blättern je nach Geschmack und Laune dem alten Musensitz gerecht zu werden suchen, ist bei Eugen Diederichs in Jena unter dem Titel „Das alte Jena und seine Universität“ eine Jubiläumsausgabe zur Universitätsfeier von Ernst Vorkowsky (287 Seiten mit 107 Abbildungen, broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark) erschienen, die als sorgfältige kulturgeschichtliche Arbeit in einer Reihe von sprachlich vollendeten und künstlerisch wohlgegliederten Bildern die verschiedenen Entwicklungsstufen der thüringischen Universitätsstadt schildert. „Was Jena ist, ist es durch seine Universität. Keine andre Stadt kann das von sich sagen.“ Dieser Gedanke, mit dem das Werk beginnt, beherrscht die gesamte Darstellung, die eine innige Liebe und Verehrung der alma mater durchtränkt, ohne aber je der geschichtlichen Genauigkeit Abbruch zu tun. Von der vor Gründung der Universität historisch unbedeutenden Landstadt Jena ausgehend, folgt die Geschichte der unter so schwierigen Zeitumständen durchgeführten Errichtung der neuen Pflegestätte der evangelischen Theologie durch Johann Friedrich und seine Söhne. Sie nimmt an dem Verfall des folgenden Zeitraums teil, bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts Mathematik und Naturwissenschaften frischen Geist in die verknöcherte Gelehrsamkeit einführen und wieder eine Jahrhundert später die deutsche Philosophie unter Kants Schülern und Nachfolgern Reinhold, Fichte und Schelling eine neue Morgenröte über Jena aufgehen läßt. Dazu gesellt sich die klassische Periode der persönlichen Einwirkung Karl Augusts, Schillers und Goethes und der Einfluß des Kreises der Romantiker. Aber alles bricht zusammen mit Deutschlands tiefster Erniedrigung, die die Schlacht von Jena einleitet. Die Not des Vaterlands zeitigt aus dem Samen, den große Geister in die Herzen der Jugend gesät haben, eine goldne nationale Frucht; als der König von Preußen den Ruf an sein Volk erlassen hat, zieht die ganze Landmannschaft Bandalia nach Breslau zum Bülow'schen Freikorps, andre folgen später dem Rufe des Vaterlands. Die Studenten kommen aus Frankreich als Männer heim und beginnen, das studentische Leben mit vaterländischer Gesinnung zu erfüllen. Jena war dabei „der denkende Kopf und das treibende Herz“, hier wurde die deutsche Burschenschaft gegründet mit den Farben der Bandalia schwarz-rot-gold, da sie am meisten für die Begründung getan hatte. Heraldische Unkenntnis und die nachmalige Verfolgung der burschenschaftlichen Ideen unter dem Drucke der Heiligen Allianz ließ lange Zeit hindurch die verpönten Farben für die des alten deutschen Reichsbanners gelten. Das dreihundertjährige Jubiläum der Universität fiel noch in die Zeit der Machtlosigkeit unter dem Deutschen Bund, aber das 350 jährige Jubiläum steht im Zeichen des neuen Deutschen Kaiserreichs, für dessen Vorbereitung in der Seele des Volks gerade die Universität Jena Bedeutendes geleistet hat. Das Werk Vorkowskys, von dem übrigens die Grenzboten vor kurzem (Heft 11 und 13) die „Frühlings-tage der Romantik in Jena“ gebracht haben, ist eine reiche und lautere Quelle für die Geschichte dieses interessanten Werdegangs und verdient weit über den Kreis der „alten Jenenser“ hinaus Beachtung.

-7-

Philosophia militans. Unfre Leser kennen ohne Zweifel die schönen Aufsätze, in denen Friedrich Paulsen einerseits den katholischen Philosophen Willmann, den Freiherrn von Herling und die Enzyklika Pascendi, andererseits

Haackels Welträtsel kritisiert. Ihre volle Wirkung werden diese Arbeiten erst jetzt erreichen, wo sie uns der Verfasser unter dem Titel: *Philosophia militans*. Gegen Alerikalismus und Naturalismus (Berlin, Reuter und Reichard, 1908) gesammelt vorlegt. Da ich sie als bekannt voraussetze, brauche ich ihren Inhalt nicht zu skizzieren. Ich möchte nur die Aufmerksamkeit auf zwei Stellen seiner nach rechts gerichteten Polemik lenken: auf den (freilich schon oft geführten) Nachweis, daß es eben das Prinzip des Katholizismus (vielmehr des Ultramontanismus) ist, was die von den gebildeten Katholiken selbst so lebhaft beklagte Rückständigkeit verschuldet, und auf die vortreffliche Beleuchtung des neuesten vatikanischen Feldzugs gegen die moderne wissenschaftliche Forschung. Der Papst täusche sich in verhängnisvoller Weise, wenn er die Reformbestrebungen katholischer Geistlichen und Laien auf Neuerungsucht, Eitelkeit und ähnliche kleinliche Motive zurückführe. Sie gingen aus wahrer und tiefer Herzensangst und Gewissensnot hervor: aus dem Schmerz und der Scham über die ultramontane Veräußerlichung der Religion und deren Ausartung in wüsten Aberglauben, aus der wissenschaftlichen Überzeugung von der Unhaltbarkeit des starren Inspirationsglaubens, aus der Betrübnis darüber, ausgeschlossen zu sein vom geistigen und politischen Leben der Nation. Für das Verhalten des Staates gegenüber etwaigen Angriffen der Bischöfe auf die akademische Lehrfreiheit stellt Paulsen die richtigen Grundsätze auf. Was Haackel betrifft, so bedauert er wie wir, daß dieser sich nicht auf sein Fach beschränke, worin er ausgezeichnetes leiste, sondern mit unzulänglicher Ausrüstung in andre wissenschaftliche Gebiete einbreche, in denen er sich nur Blamagen hole. Paulsen prüft natürlich vor allem Haackels „Philosophie“ und weist ihm u. a. nach, daß er von Spinoza, auf den er sich beruft, und von Kant, gegen den er polemisiert, keine Ahnung hat. Eine Stelle scheint mir jedoch bedenklich zu sein. Ganz richtig meint Paulsen, Haackel habe mit seinen „Welträtseln“ den Ultramontanen eine neue Waffe geliefert, da sie sagen würden: hier sieht man, wohin die freie Forschung und die protestantische Philosophie führen! Aber er macht dem Naturalismus Konzessionen, die den gläubigen Christen, nicht bloß den katholischen, zu denselben Schlußfolgerungen berechtigen. Er zählt Seite 153 die Prinzipien auf, in denen er mit Haackel übereinstimmt, und schreibt unter anderm: „Ich glaube auch nicht an eine besondere unsichtbare Seelensubstanz, . . . noch glaube ich, daß überhaupt die Welt einmal von einem menschenähnlichen Einzelwesen in ähnlicher Art wie ein Produkt menschlicher Kunst hervorgebracht worden ist: in der physischen Welt gilt es, ausschließlich aus physischen Kräften zu erklären, ohne Einmischung über- oder außerphysischer Wesen und Kräfte.“ Und er weist als unhaltbar die Ansicht Wasmanns zurück, wonach die Entwicklungslehre nur für die Tierwelt und allenfalls für den Leib des Menschen gelten soll, nicht aber für seine Seele, die eine unmittelbare Schöpfung Gottes sei. Nicht Haackels Prinzipien bekämpfe er, sondern nur die daraus gezogenen Folgerungen. Mir scheinen diese Folgerungen so unvermeidlich zu sein, daß man ihnen nur durch die Ablehnung der Prinzipien entgehn kann, zu denen sich Paulsen in den angeführten Sätzen bekennt. Und dieser selbst sieht sich genötigt, jenen Prinzipien abzusagen, um die daraus gezogenen praktischen Folgerungen wirksam bekämpfen zu können. Zugleich mit der *Philosophia militans* hat er (in demselben Verlag) unter dem Titel „Moderne Erziehung und gesellschaftliche Sittlichkeit“ eine Reihe vortrefflicher Aufsätze herausgegeben, in denen er die heute beliebten Angriffe auf die Schule und die Lehrer zurückweist, die Verhätschelung und sittliche Verweichlichung der Jugend und die Erziehungsreformer vom Schlage der Ellen Key und Ludwig Gurlitts energisch bekämpft und die — wenigstens in der Literatur, wenn auch glücklicherweise noch nicht im Leben — eingerissene sittliche Verwilderung beklagt. Diese nun führt er auf den in der Welt- und Lebensanschauung herrschenden Naturalismus zurück. „Ist der Mensch nichts als ein

System von Naturtrieben, darin allen übrigen Lebewesen gleichend, so ist in der Tat nicht abzusehen, was für eine andre Bestimmung das Leben haben sollte als die Befriedigung aller Triebe.“ Was in aller Welt kann denn der Mensch, wenn er nicht ein bloßes System von Naturtrieben und nicht allen übrigen Lebewesen gleich sein soll, sonst noch sein, als ein aus einem tierischen Leibe und einer unsterblichen, biologisch nicht zu erklärenden Seele zusammengesetztes Wesen, für das er von den alten Philosophen und von den christlichen Theologen, aber auch noch von Kant gehalten worden ist? Wenn Paulsen nicht auf den Kampf gegen Haeckel und die Erotiker verzichten will, wird er eben in Beziehung auf die zwei oben angeführten Prinzipien auf die Seite des Jesuiten Wasmann treten müssen. C. J.

Vom Büchertisch. Unter dem Titel *Der Sinn des Lebens* hat Johannes Höffner drei durch einen reichen und mannigfaltigen Stimmungsgehalt ausgezeichnete Novellen vereinigt: *Das Moor — Ein Brief — Der Berg der Neue* (Berlin, Fontane und Co., 1908).

Es sind stark anregende Geschichten, und ihr Ton klingt nach. Ich habe, während ich las, immerfort über das Gelesene hinausdenken und neben dem Weg, den mich der Dichter führte, noch nach einem andern, eignen Wege, den Menschen und Dingen, die das Buch füllen, nahezu kommen, suchen müssen, und als ich das Buch aus der Hand legte, da lag es vor meinem Auge wie ein Wolkenbild in verschwimmenden Konturen: das Geheimnis des Lebens, dessen Sinn wir, glauben wir ihn auch einen Augenblick gefunden zu haben, immer von neuem suchen müssen. Die Personenschilderung bringt viel von feiner Seelenkunde und offenbart besondres Verständnis für das, was im Dämmergrunde des menschlichen Bewußtseins lange gehalten und gebunden verborgen liegt, aber sich eines Tages löst, und unheimlich emporsteigend, die ganze Seele überdunkelt. Sehr schön ist vielfach das Weben und Leben der Natur in die Welt der menschlichen Dinge hineingezogen. Die zweite Erzählung bringt auch helle Bilder von grünen Matten, schäumenden Wassern und rauschenden Wäldern, die Grundstimmung aber, die über allen Erzählungen liegt, tritt doch am kräftigsten in der ersten Erzählung hervor: die Moorlandschaft mit der weichen, verschleierten Luft über dem dunkeln Wasser, geheimnisvoll wie die Menschenseele selbst. „Die Ernsten, die Philosophen und melancholisch Veranlagten, so heißt es in dieser Novelle, gehn noch immer ins Moor und beobachten das wunderbare, bauende, schaffende Leben in dem klaren und doch so unheimlich dunkeln Wasser und finnen über die Geheimnisse nach, die seit Jahrtausenden dort unten verborgen liegen, und die sie doch ebenso wenig ergründen können wie das Geheimnis der Menschheit und ihres Lebens.“

Das deutsche Volkslied von Otto Böckel (Elwert, Marburg). Vor kurzem erst konnten die Grenzboten ein Werk desselben Verfassers empfehlen, seine *Psychologie des Volkslieds*. Sein neues Buch stellt sich als die vierte, gänzlich neu gestaltete Ausgabe von A. F. C. Wilmar's Handbüchlein für Freunde des deutschen Volkslieds vor. Auf dem Fundament des ursprünglichen Werkes ist in der Tat ein ganz neues Haus aufgebaut und das Schönste und Eigenartigste der deutschen Volksdichtung darin untergebracht worden. Der Verfasser behandelt zunächst ausführlich Art und Werden des Volkslieds, wie er es schon in seiner *Psychologie des Volkslieds* getan hat, und läßt dann das Volkslied selbst an uns vorüberziehen. Mythische Volkslieder, Volkslieder mit geschichtlichem Hintergrund, Legenden und Balladen und das eigentlich lyrische Volkslied, wir lernen es kennen und hören seinen feinen Klang. Wir können auch dieses Buch jedem Freunde der deutschen Volkskunst aufs wärmste empfehlen. S.